

Zeitschrift **BIOS** für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2022 (35. Jahrgang)

Schwerpunkt:

Oral History zwischen Aufarbeitung und Empowerment

Herausgegeben von Linde Apel und Almut Leh

Linde Apel und Almut Leh

Einführung in den Schwerpunkt.....135

Dorothee Wein

Colonia Dignidad von heute aus erzählt.

Ein chilenisch-deutsches Oral History-Archiv als vielstimmiger Resonanzraum...138

Sebastian Justke und Johanna Sigl

Erzählen und Aufarbeiten?

Eine kritische Reflexion über narrative Interviews in Forschungen

zu sexualisierter Gewalt im kirchlichen Kontext163

Myriam Alvarez, Miguel Garcia, Birgit Heidtke, Ada Rhode

und Nausikaa Schirilla

Migrantinnengeschichte partizipativ.

Inklusives Digitales Erinnerungsarchiv (IDEA)183

Offene Beiträge

Thomas Gräfe

„Pogromdepp“ und „Salonantisemit“.

Adolf Bartels und Houston Stewart Chamberlain: Zwei Varianten des völkischen

Antisemitismus im Kontext von Bürgerlichkeit und Bildungskultur202

Lisa Gmeiner

Verliebt und verachtet. „Deutschenmädchen“ und „Lebensbornkinder“
im kollektiven Gedächtnis Norwegens.....227

Projektbericht

*Nike Höfer, Michael Gref, Jana Beinlich, Sarah Zimmermann,
Markus Würz und Ruth Rosenberger*

Chancen und Grenzen der automatisierten Erkennung von Emotionen und
Sentiments in Zeitzeugeninterviews.
Ergebnisbericht eines interdisziplinären KI-Forschungsprojekts253

Autorinnen und Autoren dieses Heftes269

Colonia Dignidad von heute aus erzählt

Ein chilenisch-deutsches Oral History-Archiv als vielstimmiger
Resonanzraum

Dorothee Wein

1. Einleitung

„Colonia Dignidad – Ein chilenisch-deutsches Oral-History-Archiv“ (CDOH)¹ sammelt lebensgeschichtliche Video-Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen einer deutschen Sektensiedlung und kriminellen Vereinigung im südlichen Chile. Die Colonia Dignidad („Kolonie Würde“) war eine totalitäre Gruppe, in der zwischen 1961 und 2005 schwere Verbrechen verübt wurden. Die Sektenmitglieder und ihre Kinder wurden isoliert, ausgebeutet und sexuell missbraucht. Während der chilenischen Diktatur folterte und ermordet die Pinochets Geheimpolizei DINA in Zusammenarbeit mit der Sektenführung dort zahlreiche Oppositionelle (Maier/Stehle 2015). Obwohl das Thema phasenweise eine hohe mediale Aufmerksamkeit findet, sind die Verbrechen nur unzureichend aufgearbeitet: So konnten die in der Colonia Ermordeten bis heute nicht gefunden oder identifiziert werden. In Deutschland wurde trotz jahrzehntelanger Ermittlungen nie Anklage gegen Führungsmitglieder der Sekte erhoben, und nach chilenischem Recht verurteilte Täter leben hier auf freiem Fuß (Stehle 2021:387 ff.).

Nachdem Außenminister Frank-Walter Steinmeier 2016 erstmals eine moralische Mitverantwortung der deutschen Außenpolitik eingeräumt hatte, beschloss der Deutsche Bundestag ein Jahr später Maßnahmen zur Aufarbeitung der dort begangenen Verbrechen², die konkrete materielle und psychosoziale Hilfen für die Opfer, Schritte hin zu einer würdigen Gedenkkultur sowie verstärkte Bemühungen um eine juristische Aufarbeitung der Verbrechen umfassen sollten. Ein Hilfsfond für die Opfer wurde daraufhin ins Leben gerufen, das Oral-History-Projekt der Freien Universität Berlin vom Auswärtigen Amt gefördert, und eine deutsch-chilenische Expertenkommission erarbeitete ein Konzept für einen Gedenkort. Für dessen Umsetzung scheint es aktuell jedoch wieder an politischem Willen zu fehlen, und eine verstärkte juristische Aufarbeitung wird in Deutschland immer unwahrscheinlicher.

Konzipiert und umgesetzt wurde das dreijährige Oral-History-Projekt von einem Team um das Lateinamerika-Institut und die Digitalen Interview-Sammlungen der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin. Zum wissenschaftlichen Kernteam unter der Leitung von Stefan Rinke gehörten Evelyn Hevia Jordán, Philipp Kandler,

1 Zugang zum bilingualen Oral History-Archiv CDOH: <https://archiv.cdoh.net> (25.1.2024).

2 Einstimmig verabschiedeter Entschließungsantrag, 27.6.2017: <https://dserver.bundestag.de/btd/18/129/1812943.pdf>.

Cord Pagenstecher, Jo Siemon und Dorothee Wein.³ Im Rahmen des Oral History-Projekts haben wir 64 lebensgeschichtliche Interviews mit Ex-Colonos⁴, politischen Gefangenen, Angehörigen und weiteren Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geführt. Ein Kreis von mehr als 20 Personen transkribierte und übersetzte die deutsch- oder spanischsprachigen Video-Interviews, bevor wir sie in einem zweiten Schritt wissenschaftlich aufbereiteten.⁵ Im Ergebnis ist ein multiperspektivisches Interview-Archiv entstanden, das auf einer Online-Plattform mit geschütztem Zugang die Erzählungen als Teil des kulturellen Erbes beider Gesellschaften bewahrt. Die Bereitstellung der Interviews ermöglicht die wissenschaftliche Beschäftigung und politische Bildungsarbeit mit dem Thema.

Das Projekt steht im Kontext einer verstärkten Aufmerksamkeit für die Geschichte der Colonia Dignidad auf politischer und erinnerungskultureller Ebene in Deutschland und Chile. Dabei handelt es sich um ein höchst dynamisches und konfliktreiches erinnerungspolitisches Feld. Den damit verbundenen Herausforderungen begegneten wir mit einem multiperspektivischen Ansatz, durch den möglichst viele unterschiedliche Blickwinkel und Erfahrungshorizonte in der Sammlung vertreten sein sollten. Die Archiv-Plattform versammelt demnach Lebensgeschichten aus sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten, von Menschen, deren Erfahrungen in meist leidvoller Art und Weise mit der Colonia Dignidad verbunden sind, deren Erfahrungsräume sich jedoch untereinander häufig fremd gegenüberstehen und deren politische Forderungen mitunter gegenläufig sind.

Das Oral History-Archiv ist einerseits geprägt von seinem erinnerungspolitischen Entstehungskontext und ist andererseits selbst zum Akteur in der Aufarbeitung der Geschichte der Colonia Dignidad geworden. Diese Entwicklung zeichnet der folgende Artikel nach, indem er zunächst die einzelnen Betroffenenengruppen beschreibt und ihr Verhältnis zueinander und zu dem Projekt umreißt. Anschließend werden Aspekte des Projektverlaufes reflektiert, und es wird der Frage nachgegangen, was das Archiv zur Aufarbeitung der Geschichte und zu einem Empowerment unterschiedlicher Betroffener beitragen kann.

2. Ausgangssituation des Oral-History-Projektes

2.1 Geschichte und Verbrechen der Colonia Dignidad

Um die unterschiedlichen Erfahrungshintergründe der verschiedenen Betroffenenengruppen zu verstehen, ist ein kurzer Blick in die Geschichte der Colonia Dignidad notwendig. Ihre Wurzeln reichen in das Deutschland der Nachkriegszeit, wo evangelikale Prediger großen Zulauf hatten. Der spätere Anführer der Colonia Dignidad, Paul Schäfer, war einer dieser Prediger. Ein erheblicher Teil seiner Anhänger*innen stammte aus den

3 Da ohne meine Teamkolleg*innen weder das Interview-Projekt noch die Archivplattform zu Stande gekommen wären, spreche ich an vielen Stellen von „wir“. Dennoch bin ich alleine für diesen Text und etwaige Fehler in ihm verantwortlich.

4 Dieser Begriff hat sich nach 2005 im chilenischen wie im deutschsprachigen Kontext für die Bezeichnung der ehemaligen Angehörigen der Colonia Dignidad durchgesetzt (Stehle 2021: 27).

5 Edison Cajas González, Manuel Loyola Bahrs (Chile) und Anna Intemann (D) führten für die meisten Interviews die Kamera, Jan Henselder war für die Medien zuständig. Christian Gregor und Marc Altmann kümmerten sich um die technischen Anpassungen der Archiv-Software. Für das gesamte Team vgl. <https://www.cdoh.net/team/index.html> (25.1.2024).

Erzählen und Aufarbeiten?

Eine kritische Reflexion über narrative Interviews in Forschungen zu sexualisierter Gewalt im kirchlichen Kontext

Sebastian Justke und Johanna Sigl

1. Einleitung

Es ist Winter 2022 und wir sind in einer Mittelstadt im Harz, um ein Interview im Rahmen unseres Forschungsprojektes zu sexualisierter Gewalt zu führen. Unsere Interviewpartnerin hat als junge Frau sexualisierte Gewalt durch einen Pfarrer der evangelischen Kirche erlebt. Das Interview findet auf Wunsch der Interviewpartnerin in einer konfessionellen Bildungs- und Begegnungsstätte statt. Ebenfalls auf ihren Wunsch wird sie von der Beauftragten für Betroffene von sexualisierter Gewalt der dortigen Landeskirche begleitet, die zuvor den Kontakt zur Interviewpartnerin hergestellt hatte. Diese war neben ihrer institutionellen Funktion auch ausgebildete Trauma-Therapeutin. Ebenso äußerte die Interviewpartnerin in den telefonischen Vorgesprächen mit dem männlichen Wissenschaftler den Wunsch, dass das Interview nicht nur von ihm, sondern auch von einer weiblichen Kollegin geführt werden solle. Allen Wünschen unserer Gesprächspartnerin sind wir nachgekommen. Damit folgen wir einer am Prinzip der Offenheit und Kommunikation orientierten Forschungshaltung (Hoffman-Riem 1980; Rosenthal 2015: 40 ff.), die den Interviewpartner:innen das größtmögliche Vertrauen in die Interviewsituation erlauben soll.

In diesem Fall bedeutete dies also, dass wir zu viert für das Interview zusammentrafen. Die Beauftragte der Landeskirche repräsentierte durch ihre institutionelle Funktion eine inhaltliche Verbindung, zugleich verfügte sie über traumasensible Kompetenzen, die unsere Interviewpartnerin in der Interviewsituation als Ressource für sich nutzen konnte. Die Anwesenheit der Beauftragten der Landeskirche wurde für die Interviewpartnerin zu einer Stütze, indem sie ihr Verantwortung für ihre psychische Stabilität während der Interviewsituation zuwies. Dies geschah durch die von ihr festgelegte Sitzordnung, nach der wir Forscher:innen ihr gegenüber saßen und sie die Beauftragte der Landeskirche mit etwas Abstand an ihrer Seite platzierte. Bevor wir die Eingangsfrage im Interview stellten, bat sie ihre Begleitung um die Anleitung einer Atemübung, die ihr helfen sollte, in der Situation ruhiger zu werden. Der Dynamik der Situation folgend beteiligten auch wir Forscher:innen uns an der Übung.

Auch wenn die Interviewpartnerin sich viele Jahre nach Ende des Gewaltverhältnisses noch stark belastet durch ihr Erleben zeigte, wurde durch das offene Interviewsetting und unsere narrative Gesprächshaltung deutlich, dass sie sich den Raum, der sich ihr damit bot, im Laufe des Interviews immer selbstbestimmter aneignen konnte. Wie sich dies während des Interviews darbot, greifen wir im Folgenden weiter auf.

Mit dieser ersten knappen Skizze über die Gestaltung einer Interviewsituation möchten wir auf Fragen eingehen, die sich auf das Verhältnis von Wissenschaftler:innen und Betroffenen und deren jeweilige Interessenslagen und Erwartungshaltungen beziehen, wenn im Forschungsfeld über sexualisierte Gewalt Interviews geführt werden sollen.

Mit welchen Erwartungen seitens der Betroffenen von sexualisierter Gewalt werden Forschende innerhalb der Interviewsituationen konfrontiert und wie äußern sich diese? Welche Herausforderungen sind damit verbunden, die Erwartungen der Forschungssubjekte mit dem eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse wie auch mit der professionellen Haltung im Interaktionsprozess in Einklang zu bringen? Was bedeutet das für den Forschungsprozess? Und auf welche Weisen wird das Bedürfnis nach Anerkennung in den Interviews thematisiert?

Darüber hinaus wollen wir anhand unseres Materials diskutieren, wie das Interviewsetting dazu beitragen kann, dass die Interviewpartner:innen das Gespräch stärker selbst gestalten können. Welche forschungspraktischen wie forschungsethischen Annahmen stehen hinter der Haltung, die die Gestaltung der Interviewsituation den Interviewpartner:innen überlässt? Wie drücken sich diese Annahmen konkret in den Handlungsanforderungen an uns Forschende in der Interviewsituation aus?

Zusammengefasst möchten wir mit unserem Beitrag die Herausforderungen kritisch reflektieren, die Oral History im Kontext sogenannter Aufarbeitungsstudien mit sich bringt. Thematisiert werden der Forschungsprozess selbst, die Rolle von Betroffenen sexualisierter Gewalt sowie ihr Verhältnis zu den Forschenden und damit Fragen nach Aufarbeitung, Anerkennung und Empowerment. Wir verstehen unseren Beitrag als Teil der Debatten um Fragen nach Machtverhältnissen in Forschungsprojekten zu sexualisierter Gewalt, in denen (narrative) Interviews mit Menschen, die in diesen Zusammenhängen als Betroffene gelten können, erhoben und ausgewertet werden (Abrams 2016: 174).

Das Verhältnis von Wissenschaftler:innen und Betroffenen und dabei aufgeworfene forschungsethische Fragen sind seit einigen Jahren Diskussionsgegenstand in dem noch immer jungen Forschungsfeld zu sexualisierter Gewalt (vgl. Wazlawik/Christmann 2020). Erörtert werden zum einen die Rollen, die Wissenschaftler:innen als „Forschende“ und Betroffene in der Regel als „Beforschte“ einnehmen, sowie zum anderen die unterschiedlichen Interessenslagen der am Forschungsprozess beteiligten Akteur:innen. Betroffene und involvierte Personen aus unterschiedlichsten sozialen Feldern identifizieren dabei „Hierarchien im Forschungsprozess“ (Schlingmann 2015: 353) und kritisieren ein daraus entstehendes Ungleichgewicht zwischen den beteiligten Akteur:innen, vor allem mit Blick auf die Handlungs- wie Deutungsmacht. Dass diese Fragen noch neu sind, wird bei einem Blick auf die ältere Forschungsliteratur zu sexualisierter Gewalt deutlich.¹ Bis weit in die 2000er Jahre hinein scheint den Beziehungen

¹ Für diesen Beitrag wurde primär auf deutsch- und englischsprachige Forschungsliteratur zu sexualisierter Gewalt im kirchlichen Kontext zurückgegriffen. Aufgrund des erheblichen Umfangs an Studien zu diesem Thema konzentrierte sich die Analyse vor allem auf Literaturberichte, die im Rahmen größerer Forschungsprojekte entstanden sind.

Migrantinnengeschichte partizipativ

Inklusives Digitales Erinnerungsarchiv (IDEA)

Myriam Alvarez, Miguel Garcia, Birgit Heidtke, Ada Rhode und
Nausikaa Schirilla

1. Einleitung

Zwischen 2020 und 2022 sammelte das Projekt Inklusives Digitales Erinnerungsarchiv (IDEA)¹ Oral-History-Interviews mit gesellschaftlich engagierten Migrantinnen aus der Bundesrepublik Deutschland. In dem dreijährigen, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Forschungsprozess kooperierten die Katholische Hochschule Freiburg (KH) und die Hochschule Furtwangen (HFU). Als externer Partner unterstützte der Verein Feministische Geschichtswerkstatt Freiburg² (Femwerkstatt) IDEA mit fachlicher Expertise. Der Verein fungierte als Multiplikator für potentielle Akteurinnen im Projekt und erklärte sich bereit, im Feministischen Archiv Freiburg, das die Femwerkstatt in Kooperation mit dem Archiv für Soziale Bewegungen e.V.³ betreibt, das Oral-History-Material aus IDEA langfristig zu archivieren.

In dieser Kooperation von angewandten Sozial- und Medienwissenschaften lag das Forschungsinteresse auf den partizipativen Prozessen. Ziel von IDEA war es, ein Archiv mit biographischen Zeugnissen von politisch, sozial oder kulturell aktiven Migrantinnen aufzubauen. Außerdem sollten möglichst viele der Oral-History-Interviews medial bearbeitet und über digitale Kanäle veröffentlicht werden. Die gesellschaftliche Partizipation von Migrantinnen in Deutschland war also das Kernthema des Projekts.

Auch das *Doing Oral History* sollte in IDEA partizipativ realisiert werden. Dies galt umfassend für den gesamten Rechercheprozess. Interviews sollten möglichst niedrigschwellig von jeder Frau ungeachtet ihrer Methodenkenntnisse gemacht werden können, und auch die Auswahl der Interviewpartnerinnen lag in den Händen der Akteurinnen. Wir⁴ setzten nur voraus, dass die freiwilligen Akteurinnen im Projekt – in ihren Rollen als Interviewte und Interviewerin – eigene oder familiäre Migrationserfahrungen hatten. Ihre Partizipation war dabei nicht beschränkt auf die Realisierung von Interviews. In Gruppenprozessen, die in IDEA vor allem über digitale Medien organisiert waren, diskutierten die Beteiligten Erfahrungen und Erkenntnisse, die sie aus

1 <https://www.kh-freiburg.de/idea> (22.12.2023).

2 <https://www.femwerkstatt.de/> (22.12.2023).

3 <http://www.archivsozialebewegungen.de/>

4 Im Forschungsteam verfügten zwei Mitarbeitende über eigene Migrationsgeschichte, eine weitere hatte eine familiäre Migrationsgeschichte, zwei hatten keine Migrationserfahrungen.

den Interviews zogen oder in ihren Arbeitsprozessen machten. Viele Akteurinnen beteiligten sich außerdem im weiteren Projektverlauf an der Medienproduktion und an Diskussionen über weitere öffentliche Interventionen. Im Forschungsprozess wirkten sie an redaktionellen und strategischen Entscheidungen mit.

Ziel von IDEA war es also nicht, Interviews zu generieren, um sie als Quellen für eigene Forschungen zu nutzen. Vielmehr interessierte das Forschungsteam, wie viele und welche Akteurinnen teilnehmen würden, und überdies, welche Themen und Erfahrungen in den Interviews und anderen Kommunikationsprozessen zu Tage treten würden. Wir wollten außerdem herausfinden, ob und auf welche Weise die Akteurinnen Oral History als Medium nutzen konnten, um Handlungsmacht zu entwickeln, und wie sie ihre Erfahrungen als Co-Forschende reflektierten und über das Projekt hinaus multiplizierten. Für uns stellte sich zudem die Frage, wie *Doing Oral History* als partizipative Methode dazu beitragen kann, Selbstbestimmung und Selbstaneignung in der Überlieferung zu befördern.

Migrationsgeschichte zu veröffentlichen sollte nach unserem Verständnis das Ziel haben, Migrantinnen im Kampf um Repräsentation zu unterstützen, das heißt ihre Teilhabe am kollektiven öffentlichen Gedächtnis zu realisieren (Motte/Ohliger 2004: 20). Die Rekonstruktion der Bedingungen, Erfahrungen und Reflektionen migrantischer Gruppen stellt auch eine Form der Anerkennung dar – nicht von erbrachten Arbeitsleistungen oder Opfern, sondern als gleichberechtigte Bürger:innen. Unter dieser Prämisse wollte IDEA einer Minorität Gehör verschaffen und sie im öffentlichen Raum selbstbestimmt sichtbar machen. Um diesen Anspruch zu realisieren, durfte IDEA kein Projekt über, sondern musste ein Projekt von Migrantinnen werden. In diesem Sinne ist das Projekt als partizipative Teilhabeforschung (Otten/Afeworki Abay 2022) mit Bildungsanteilen (Eßer et al. 2020) zur verstehen.

In der partizipativen Forschung werden die Beteiligten als Mitforschende betrachtet; im Fall von IDEA aufgrund ihrer Migrations- und Exklusionserfahrungen als forschende Expertinnen zur Migrationsgeschichte. Das bedeutete allerdings nicht, von gleichen Lebenserfahrungen der Co-Forschenden ausgehen zu können. So, wie es nicht „die“ Migrantin, sondern sehr unterschiedliche Migrantinnen gibt, gibt es nicht die eine Migrationserfahrung, sondern eine Vielfalt an Migrationserfahrungen, die mit anderen Kategorien, wie zum Beispiel der sozialen Schicht, dem Bildungshintergrund, der Nationalität, mit Sprachkompetenzen, Rassifizierungen und diversen Diskriminierungserfahrungen verschränkt sind.

2. Methoden der partizipativen Forschung

Als qualitative Forschungsmethode will partizipative Forschung erreichen, dass die Beteiligten ihr Wissen über ein Thema oder eine Fragestellung auf der Grundlage ihrer eigenen Erfahrungen und der Erfahrungen der Gruppe erweitern (Alisch 2021). Alle Beteiligten werden als Akteur:innen in der Wissensbildung betrachtet, als Subjekt im Forschungsprozess (Freire 1975). Partizipative Forschung fördert Empowerment, wenn sie marginalisierten und ignorierten Stimmen geschützte Räume eröffnet, in denen sie gehört werden und an Erkenntnissen anderer partizipieren können. In Gruppenprozessen soll Wissen generiert und Handlungspraxis entwickelt werden.

„Pogromdepp“ und „Salonantisemit“

Adolf Bartels und Houston Stewart Chamberlain: Zwei Varianten des
völkischen Antisemitismus im Kontext von Bürgerlichkeit und Bildungskultur

Thomas Gräfe

1. Einleitung

In Franz Bleis *Bestiarium der modernen Literatur* (1922) stößt man neben Literaturnobelpreisträgern aus dem In- und Ausland auf zahlreiche völkische Schriftsteller/-innen, die man aus heutiger Sicht in Relevanz und Bekanntheitsgrad nicht auf Augenhöhe wähnt. Dies mag humoristische Gründe haben, da Blei gezielt nach Literaturschaffenden Ausschau hielt, deren Persönlichkeit und Schrifttum Anlass für Spott boten. Jedoch dürfte dieser Umstand auch der Deutschland zwischen 1916 und 1923 überflutenden Antisemitismuswelle geschuldet sein, die völkische Publizist/-innen aus ihrer Subkultur an die Oberfläche spülte und ihren Werken eine ungeahnte Resonanz verschaffte.

Eine markante Zäsur zu den Vorkriegsverhältnissen war außerdem, dass der drohende Verlust bürgerlicher Respektabilität als Folge von Pöbelei oder Gewaltausübung der Judenfeindlichkeit plötzlich keine Grenzen mehr setzte. Daher kann es nicht verwundern, dass nach 1945 erschienene Memoiren deutscher Juden und Jüdinnen das deutsche Kaiserreich rückblickend als einen Hort von Fortschritt, Sicherheit und relativer Gleichberechtigung beschrieben. (Nonn 2022: 129 ff.).¹ Die Autor/-innen verschwiegen Entstehung und Ausbreitung des modernen Antisemitismus durchaus nicht, betonten aber die Grenzen seiner Wirksamkeit. In den meisten Memoiren ist von zwei Varianten des Antisemitismus die Rede, die sich an unterschiedliche soziale Schichten gewandt hätten. Für die ungleich häufiger erwähnte Variante hat sich der Begriff des Radau-Antisemitismus eingebürgert. So sprach Norbert Elias von „Untaten unerzogener Radaumacher“, die sich mit ihrem unbürgerlichen Verhalten selbst ins Abseits stellten. Zugleich habe es auch einen eher ignorierten als bekämpften Antisemitismus der „höheren Klassen“ gegeben (Elias 1990: 20 f.). Der Bielefelder Bildhauer Wolfgang Meyer-Michael erkannte dort sogar den Ursprung der gesamten Bewegung: „Es gab damals [um 1912] unter den einfachen Leuten, d. h. in der mittleren Bürgerschaft, der Arbeiterschaft und der Bauernschaft keinen Antisemitismus. Der kam von oben, vom Studienrat aufwärts.“ (Meyer-Michael 2006: 87). Das Bedrohungspotenzial des bürgerlichen Antisemitismus wurde in den Memoiren nicht höher veranschlagt als beim

1 Der „Fluch der Retrospektive“ liegt allerdings nicht, wie Nonn meint, in der Überschätzung, sondern in der Unterschätzung des Antisemitismus im Kaiserreich vor der Kontrastfolie von Weimarer Republik und „Drittem Reich“.

Radau-Antisemitismus. Schließlich habe der bürgerliche Antisemitismus nicht zu Gewalt aufgerufen und die rechtliche Gleichstellung jüdischer Menschen nicht ernsthaft infrage gestellt (Gebhardt 1999: 101 ff.).

Die Wahrnehmung der Zeitgenoss/-innen aufgreifend, hat die Unterscheidung zwischen einem bürgerlichen Antisemitismus und einem Radau-Antisemitismus Eingang in die historische Forschung gefunden. Sie geht im Anschluss an Shulamit Volkov davon aus, dass die Judenfeindlichkeit im deutschen Kaiserreich ein „kultureller Code“ gewesen sei, der die Zugehörigkeit zum „nationalen Lager“ markierte, nicht jedoch die „Lösung der Judenfrage“ durch Diskriminierung oder Gewalt anstrebte (Volkov 1978: 25 ff.). Zugleich habe es einen in Methoden und Zielen radikaleren Antisemitismus einzelner Agitator/-innen, einschlägiger Medien oder „nur-antisemitischer“ Splitterparteien gegeben, der aber politisch weitgehend einflusslos geblieben sei (Hartston 2005). Die zeitgenössische jüdische und anti-antisemitische Presse widmete den Taten von „Rektor“ Ahlwardt, „Dreschgraf“ Pückler, „Prügelpastor“ Iskraut und anderen radikalen Agitatoren überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit. Sie entwickelte in diesem Zusammenhang einen Merkmalskatalog des Radau-Antisemitismus, auf den sich Historiker/-innen bis heute berufen: Aufreizung unterbürgerlicher Schichten, Ausübung oder Befürwortung politischer Gewalt, emotionalisierende Verbalradikalität, Entwurf esoterischer und unwissenschaftlicher Weltanschauungen, Forderung nach Dissimilation und Segregation auf rassischer Grundlage, Kommerzialisierung antisemitischer Propaganda, psychische Auffälligkeiten der Agitator/-innen, Verstrickung in Verleumdungs- und Beleidigungsprozesse (Hartston 2005: 219 f., 2011: 116 ff.).

Das Kalkül der Berichterstattung war, durch den Verweis auf unbürgerliches Verhalten einen Respektabilitätsverlust der Antisemit/-innen zu erzeugen und potenzielle Anhänger abzuschrecken. Mit der Annäherung von bürgerlichem Antisemitismus und Radau-Antisemitismus trat jedoch das Gegenteil des Erwarteten ein. Seit den 1890er Jahren fanden Repräsentant/-innen beider Lager in der völkischen Bewegung zusammen (Puschner 2001; Breuer 2005: 499 ff.; Breuer 2008; Köck 2015). Adolf Bartels und Houston Stewart Chamberlain gehörten im Wilhelminischen Kaiserreich und in der Weimarer Republik zu den bekanntesten und breitenwirksamsten völkischen Weltanschauungsproduzenten. Dennoch wurden sie von den Zeitgenoss/-innen – und werden von der historischen Forschung bis heute – in unterschiedliche Lager einsortiert, für die ihre Namen geradezu als *pars pro toto* stehen. Bartels gilt als mustergültiger Radau-Antisemit, über dessen Verbalradikalität und Halbbildung Kurt Tucholsky trefflich spottete (Tucholsky 1922). Chamberlain wurde von seinen Kritikern hingegen mit dem ursprünglich auf Heinrich von Treitschke gemünzten Etikett „Salonantisemit“ bedacht. Sogar Tucholsky fand in der *Weltbühne* für ihn anerkennende Worte. Er sei den in der Weimarer Republik tonangebenden Antisemiten geistig überlegen gewesen: „Die Generation um 1900 hatte Houston Stewart Chamberlain. Die heutigen Bayreuther sind auf den Hitler gekommen.“ (Tucholsky 1930: 424).

Dieser Beitrag vergleicht die Biographien Bartels und Chamberlains, widmet sich ihrer gemeinsamen Arbeit in völkischen Organisationen und sichtet ihren leider nur fragmentarisch im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar und im Richard-Wagner-Nationalarchiv Bayreuth überlieferten Briefwechsel. Ziel ist es, an einem konkreten Beispiel zu überprüfen, ob und inwiefern die Unterscheidung zwischen bürgerlichem Antisemitismus und Radau-Antisemitismus in Bezug auf die völkische Bewegung haltbar und sinnvoll ist.

Verliebt und verachtet

„Deutschenmädchen“ und „Lebensbornkinder“ im kollektiven Gedächtnis
Norwegens¹

Lisa Gmeiner

1. Einleitung

Während des Zweiten Weltkriegs hatten mehrere Tausend norwegische Frauen ein Verhältnis mit einem Angehörigen der deutschen Besatzungsmacht. Diese Frauen wurden bereits während des Krieges und für lange Zeit danach herablassend als „Tyskertøs“ bezeichnet, was wörtlich übersetzt „Deutschenflittchen“ bedeutet.² Die zahlreichen aus diesen Verbindungen entstandenen Kinder waren somit ebenso abwertend gemeint „Tyskerunger“ – „Deutschenkinder“. Weder die sogenannten „Deutschenmädchen“ noch die „Deutschenkinder“ hatten es nach Ende des Krieges leicht. Ein Beispiel für viele: Svein Ødegaards Mutter, die ein Verhältnis mit einem deutschen Soldaten hatte, wurde von der Gesellschaft dafür verachtet und verstoßen und war letztendlich aus finanzieller Not gezwungen, als Prostituierte zu arbeiten, wofür sich ihr Sohn zeitlebens schuldig fühlte (Aarnes/Lyngstad Slottemo 2022). Er beschreibt eine Kindheit geprägt von Alkoholmissbrauch der Aufsichtspersonen, prekären finanziellen Verhältnissen und Mobbing durch andere Kinder und Erwachsene. So wie Svein und seiner Mutter erging es vielen anderen Frauen, die im Krieg die Unterstützung des Lebensborn e.V. angenommen hatten und ihr deutsches Kind in einem der elf Entbindungs- und Kinderheime gebären und dort versorgen ließen.

Nachdem die gesellschaftliche Ausgrenzung und Verfolgung der sogenannten „Deutschenmädchen“ und der „Lebensbornkinder“ in der direkten Nachkriegszeit Norwegens zunächst für viele Jahre ein Tabuthema war, wurden diese Gruppen ab Mitte der 1970er Jahre sowohl in der Forschung als auch in der populärwissenschaftlichen Literatur vermehrt wahrgenommen. Anstoß dafür gab die von Clarissa Henry und Marc Hillel veröffentlichte Publikation *Lebensborn e. V.* (Henry/Hillel 1975), die in Norwegen – aber auch in anderen Ländern Europas – großes Aufsehen erregte. Der norwegische Journalist Helge Paulsen verfasste daraufhin eine Chronik in der Tageszeitung

1 Der folgende Aufsatz fasst wesentliche Ergebnisse meiner Bachelorarbeit „Eine erinnerungskulturelle Verortung der „Lebensbornkinder“ in Norwegen“ zusammen, die 2022 an der FernUniversität Hagen eingereicht und von Eva Ochs betreut wurde. Einen großen Dank möchte ich an dieser Stelle Dorothee Neumaier aussprechen für ihre gute Begleitung während der Endphase meines Studiums und für die Durchsicht des Manuskripts.

2 In deutscher Literatur zum Thema wird das Wort in den meisten Fällen mit „Deutschenmädchen“ in seltenen Fällen mit „Deutschenhure“ übersetzt. Die mittlerweile übliche Übersetzung „Deutschenmädchen“ wird auch in dem vorliegenden Aufsatz verwendet.

Dagbladet, um die Hintergründe des Lebensborn e.V. in Norwegen fernab von Zuchtmythen darzulegen (Paulsen 1976). Aufgegriffen von anderen Tageszeitungen, kam es so zu einer breiteren Rezeption und in weiterer Folge zu journalistischen Fernsehberichterstattungen zum Thema, wie unter anderem die Dokumentation des „Norsk Riks-kringkasting“ (NRK) über die sogenannten „Kriegsbräute“ – Frauen, die nach der Heirat eines deutschen Soldaten des Landes verwiesen wurden und ihre Staatsbürgerschaft verloren. 1988 besuchte der Fernsehsender die für die Dokumentation befragten Frauen in der DDR und erneut im Jahre 2010.³

Die „Lebensbornkinder“ – in Lebensbornheimen geborene, betreute oder registrierte Kinder – rückten ebenso immer mehr in den Fokus. 1996 zeigte der NRK das Schicksal von Kirsti Krybelsrud, die in einem einschlägigen TV-Format ihren unbekanntem Vater in Österreich suchte, nachdem dieser im Zweiten Weltkrieg eine kurze Liebesbeziehung zu ihrer Mutter hatte⁴ 2013 wiederholte der Sender das Format mit der 67-jährigen Ruth Breen, die ebenfalls ihren deutschen Vater suchte.⁵ Bereits in den Jahren davor hatten ehemalige „Lebensbornkinder“ durch Publikationen die Öffentlichkeit gesucht. Veslemøy Kjendsli beschrieb 1986 in *Skammens barn*⁶ den Weg der Identitätsfindung des ehemaligen Lebensbornkindes Turid, wie der Untertitel der deutschen Ausgabe des Buches *Ein Lebensborn-Mädchen auf der Suche nach ihrer Vergangenheit* deutlich macht (Kjendsli 1986). Ein Jahr später erschien das Buch *Kjærligheten har ingen vilje – norske „tyskerjenter“ bak jernteppet og berlin-mur* der norwegischen Journalistin Astrid Daatland Leira, in dem sie die Geschichten von vier Norwegerinnen in der damaligen DDR beschreibt (Leira 1987). Trotz dieser Berichterstattungen und der bis heute erschienenen Veröffentlichungen zum Thema hält sich der von Clarissa Henry und Marc Hillel angestoßene Mythos über den Lebensborn als Zuchtprojekt hartnäckig sowohl in Norwegen, wie dort in regelmäßigen Abständen veröffentlichte Zeitungsberichte zeigen (Forsling 2016; Panduro 2018; Kalle 2020), aber genauso in Deutschland, wie Dorothee Schmitz-Köster in ihrem Buch beschreibt (Schmitz-Köster 2010: 11 f.).

Parallel zur populärkulturellen, öffentlichen Aufarbeitung setzte eine erste wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema ein. Zunächst noch marginal in Übersichtswerken zur norwegischen Geschichte erwähnt, gab die Dissertation von Anette Warring zu dänischen „Deutschenmädchen“ als erste wissenschaftliche Abhandlung im skandinavischen Raum zu dem Thema den Anstoß für eine Reihe weiterer Forschungsbeiträge (Warring 2017). Kåre Olsen verfasste mit seinem Werk *Schicksal Lebensborn. Die Kinder der Schande und ihre Mütter* 1998 die bis heute maßgebliche Studie, für die er zwischen 1987 und 1995 über 600 Lebensbornakten im Reichsarchiv in Oslo auswertete (Olsen 1998). Motivation hierfür waren, so Olsen selbst, die vermehrten Anfragen ehemaliger „Lebensbornkinder“, die entweder auf der Suche nach ihrem Vater waren oder glaubten, aus einem Zuchtprogramm der Nationalsozialisten heraus entstanden zu sein (Kalle 2020). Es folgte ein im Herbst 2011 initiiertes und auf drei Jahre angelegtes

3 Vgl. <https://tv.nrk.no/serie/en-sterk-historie/sesong/1/episode/8/avspiller> (8.2.2024).

4 Vgl. <https://tv.nrk.no/serie/tore-paa-sporet/1996/DSTL71004396> (8.2.2024).

5 Vgl. <https://tv.nrk.no/serie/tore-paa-sporet/2013/DMPF71005710> (8.2.2024).

6 Das Buch erschien 1988 auf Deutsch unter dem Titel *Kinder der Schande*.

Chancen und Grenzen der automatisierten Erkennung von Emotionen und Sentiments in Zeitzeugeninterviews

Ergebnisbericht eines interdisziplinären KI-Forschungsprojekts

Nike Höfer, Michael Gref, Jana Beinlich, Sarah Zimmermann, Markus Würz
und Ruth Rosenberger

1. Einleitung

Dass Geschichte nicht nur aus Zahlen und Fakten besteht, sondern auch aus Emotionen, bestreitet heute wohl niemand mehr. Nicht zufällig fällt die Entstehung der Oral History¹ als Zweig der Geschichtswissenschaft in das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts, das mit seiner Hinwendung zur Subjektivität ebenso der Emotionsgeschichte zu Auftrieb verholfen hat.² Systematische Annäherungen an emotionale Zäsuren der (deutschen) Geschichte sowie an das Spektrum der Emotionen, die sie begleiten, könnte die Auswertung größerer Sammlungen erzählter Geschichte in Form von Zeitzeugeninterviews erbringen. So stellen mit der Kamera gefilmte Zeitzeugeninterviews historische Erfahrungsberichte dar, die zugleich die Emotionen dokumentieren, die Erinnerungen begleiten. Sie veranschaulichen die individuelle Verarbeitung von Geschichte, führen Multiperspektivität persönlicher Sichtweisen und Erfahrungen vor Augen und können so ein differenziertes Bild von historischem Erleben zeichnen. Erzählungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen spielen in der musealen Ausstellungs- und Vermittlungspraxis historischer Häuser eine zentrale Rolle (De Jong 2018), bieten aber auch für die geschichtswissenschaftliche Forschung ganz eigene Potentiale (Wierling 2003; Apel 2015).

Bei der Auswertung von Zeitzeugeninterviews wird zumeist die Textfassung der erzählten Inhalte berücksichtigt. Dabei bleibt die ihnen eingeschriebene Emotionalität als zentrales Moment, das diese Quelle kennzeichnet, oft wenig beachtet. Dies in den Blick zu nehmen war einer der zentralen Ausgangspunkte für das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Multimodales Mining von Zeitzeugeninterviews zur Erschließung von audiovisuellem Kulturgut“.³ In diesem sollten mit Hilfe von Methoden der KI-gestützten Erschließung von Zeitzeugeninterviews neue Arbeitsinstrumente entwickelt und

1 Zur Geschichte und Forschungspraxis der Oral History siehe zuletzt: Althaus/Apel 2023.

2 Als Überblick zur Emotionsgeschichte siehe: Hitzer 2011; Plamper 2012, 2013.

3 Vgl. <https://www.hdg.de/stiftung/projekte> (9.6.2023). Dank gilt Jonathan Heil, Annika Kreuziger und Marius Engel für die Durchführung der zeitaufwändigen Annotationen und für die Unterstützung bei der Auswertung der Ergebnisse. Dank gilt auch Sreenivasa Hikkal Venugopala, Shalaka Satheesh und Aswin Kumar Vijay Ananth für die Durchführung der Software-Experimente und die Bereitstellung der Ergebnisse.

evaluiert werden, die diesem Untersuchungsgegenstand Rechnung tragen. Denn sowohl für die Forschung wie auch für die museale Zeitgeschichte ist nicht nur relevant, was erzählt wird, sondern auch, wie es erzählt wird.

Hinzu kommt, dass die Menge an archivierten Zeitzeugeninterviews und -Beständen, wie sie etwa bei der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, aber auch bei anderen sammelnden Institutionen vorliegen,⁴ sich nicht mehr händisch erschließen lassen. Neben den neuen inhaltlichen Fokus tritt somit die alltagspraktische wie forschungsstrategische Aufgabe einer digital unterstützten Erschließung und entsprechender Instrumente. Denn Algorithmen erleichtern im digitalen Zeitalter die Suche und das Filtern von Informationen in großen Datenbeständen. Sie unterstützen den Menschen bei der Erschließung von Daten und gewinnen daher zunehmend an Bedeutung auch für kulturelle Einrichtungen mit umfangreichen Sammlungen. Vor diesem Hintergrund müssen sich Museen und sammelnde Institutionen fragen, wie auch KI-Technologien genutzt werden können, um die inhaltliche und dokumentarische Erschließung ihrer Sammlungsbestände zu unterstützen oder zu verbessern. Dies setzt jedoch voraus, dass sie die technischen Details von Verfahren der Künstlichen Intelligenz reflektieren und eine kritische Haltung entwickeln, indem sie sich Potenziale und Problematiken der Technologie bewusst machen.⁵ Erste Schritte in diese Richtung unternahm die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland gemeinsam mit dem Fraunhofer Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme (IAIS) anhand einer exemplarischen Anwendung im Forschungsprojekt, das von Oktober 2020 bis September 2022 im Rahmen der KI-Strategie der Bundesregierung über die Staatsministerin für Kultur und Medien gefördert wurde. Ziel des Projekts war es, mit Hilfe von KI-Technologien in videografierten Zeitzeugeninterviews ausgeprägte Emotionen zu identifizieren.

In der musealen Praxis der Stiftung wird erzählte Geschichte in Form von Zeitzeugeninterviews genutzt, um Besucherinnen und Besucher subjektiv und emotional anzusprechen, ihnen einen Zugang zur oftmals abstrakten Geschichte zu eröffnen und die Multiperspektivität von historischen Erfahrungen zu vermitteln (Petschow/Würz 2022). Zur Sammlung der Stiftung gehören rund 2.600 Zeitzeugeninterviews, die in der Objektdatenbank erfasst sind – davon sind derzeit gut 1.100 Interviews über das Angebot www.zeitzeugen-portal.de auch online zugänglich. Grundlage der bisherigen dokumentarischen und inhaltlichen Erschließung sind Transkriptionen des gesprochenen

4 Dies sind insbesondere das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ des Instituts für Geschichte und Biographie an der Fernuniversität Hagen, die „Werkstatt der Erinnerungen“ der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg oder die Digitalen Interview-Sammlungen des „Centers für Digitale Systeme“ an der FU Berlin. Es sind aber auch Gedenkstätten zum Unrecht des SED-Staates wie beispielsweise die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen oder die Gedenkstätten an ehemalige nationalsozialistische Konzentrationslager wie unter anderem die Gedenkstätte Buchenwald, die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück oder die Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen. Seit Ende 2023 bietet das Interviewportal www.zeitzeugen-portal.de digital Zugang zu einer Vielzahl von Interviews aus unterschiedlichen Sammlungen und Institutionen. Siehe: <https://portal.oral-history.digital/de> (26.2.2024).

5 Anfang Dezember 2022 fand im Landesmuseum Karlsruhe die Konferenz „Kulturen der Künstlichen Intelligenz. Neue Perspektiven für Museen“ statt, die erstmals in Deutschland eine kritische Bestandsaufnahme über Chancen und Risiken des Einsatzes von KI-Verfahren in Museen versuchte. Siehe https://www.landesmuseum.de/fileadmin/BLM_-_Cultures_of_Artificial_Intelligence_-_New_Perspectives_for_Museums.pdf (7.2.2024).